



Sergi Pàmies

WIE MAN IN EINE ZITRONE
BEISST, OHNE DAS GESICHT
ZU VERZIEHEN

Erzählungen

Aus dem Katalanischen
von Kirsten Brandt

FRANKFURTER  VERLAGSANSTALT

Titel der Originalausgabe
SI MENGES UNA LLIMONA SENSE FER GANYOTES
© 2006 by Sergi Pàmies
© 2006 by Quaderns Crema S.A., Barcelona

Deutsche Erstausgabe
© der deutschen Ausgabe
Frankfurter Verlagsanstalt GmbH, Frankfurt am Main 2008
Alle Rechte vorbehalten
Die Übersetzung dieses Werkes wurde aus Mitteln des Instituts
Ramon Llull gefördert.

 **institut
ramon llull**
Katalanische Sprache und Kultur

Herstellung und Schutzumschlaggestaltung: Laura J Gerlach
Bildquelle: Getty Images
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-627-00153-7

INHALT

DAS LEBEN DANACH	9
UNSER KRIEG	14
WIE EIN WASSERTROPFEN DEM ANDEREN	23
TRANSPORTER	26
UNSER FLEISCH UND BLUT	30
TRINKSPRUCH	36
DER BRUNNEN	47
REKONVALESCENZ	49

DAS SPIEL

55

EXPERIMENT

58

FIKTION

66

DOLCE VITA

72

EIN FOTO

79

EMPFÄNGER

82

O TANNENBAUM

84

MARINADE

90

DIE REISE

93

DER HEIMGANG

98

DER AUSFLUG

104

WIR HABEN GERADE VON DIR GESPROCHEN

107

- Du willst doch nicht etwa aufmucken?

- Wogegen denn?

Dialog aus der Fernsehserie Doktor Katz

DAS LEBEN DANACH

Ich musste erst sterben, um herauszufinden, ob sie mich liebten. Zu Lebzeiten hatte man sich nicht gerade um mich gerissen, ein Problem, mit dem ich mich hartnäckig, aber nicht sonderlich erfolgreich herumgeschlagen hatte. Zu Hause hielten es weder meine Kinder noch meine Frau für nötig, mir irgend etwas zu erzählen, was über das Allernötigste hinausging, es sei denn, ich begann das Gespräch. Bei der Arbeit vermisste mich niemand, wenn ich krank war. Deshalb überraschten mich die Reaktionen angesichts meines Todes nicht. Die mäßige Bestürzung im Familienkreis war eher auf die Veränderungen zurückzuführen, die ein solches Ereignis – nebst einer gewissen finanziellen Unsicherheit – stets mit sich bringt, als auf den unwiederbringlichen Verlust. Sobald feststand, dass die Lebensversicherung zahlen würde, war meinen Kindern wieder alles egal. Nur als meine Jüngste während der Totenwache im Trauersaal über den billigen Sarg strich, in den sie mich gesteckt hatten, glaubte ich einen Anflug von Trauer zu spüren, die, wie ich vermute, von irgendwelchen Kindheitserinnerungen herührte. Bei der Beerdigung sahen die meisten Gäste wäh-

rend der Predigt des Pfarrers – die für meinen Geschmack zu lang war – auf die Uhr. Niemand vergoss auch nur eine Träne: Das betretene Schweigen beim Kondolieren war be- redt genug, und jede Schmerzbekundung wäre sowieso ver- logen gewesen. In den ersten Tagen nach meiner Beerdi- gung gab sich meine Frau gefasst. Nach einer Woche legte sie die Trauerkleidung ab, packte meine Kleidung in Papp- kartons und schenkte sie dem Obdachlosen, der vor Ken- tucky Fried Chicken herumhängt. Zwei Wochen später ließ sie sich die Haare schneiden, lackierte sich die Fußnägel und hörte auf zu rauchen. Sie lachte häufiger und lauter als früher. Zu Lebzeiten hatte mich die Ablehnung meiner Mit- menschen gekränkt, aber die Gleichgültigkeit, die man mir entgegenbrachte, war erträglich gewesen. Und wenn man mir aus Versehen etwas zu grob zu verstehen gab, dass ich unerwünscht war, ließ ich das einfach an mir abprallen, ver- suchte darüber hinwegzusehen und tröstete mich mit lako- nischen Redensarten wie »Halb so wild« oder »Alles geht vorüber«. Manchmal, wenn ich so offensichtlich ausge- schlossen wurde, dass es schwer zu ertragen war, fuhr ich mit dem Auto bis zum Aussichtspunkt an der Arrabassada hi- nauf, rauchte eine und dachte nach, während in den Autos um mich herum die Paare mit der Begeisterung der Jugend oder des Seitensprungs vögelten. Ihre Leidenschaft, die sich im Quietschen der Stoßdämpfer und dem unterdrückten Stöhnen hinter den beschlagenen Scheiben ausdrückte, gab mir Kraft – eine zugegebenermaßen ein wenig perverse Kraft, aber immerhin Kraft. Auf dem Rückweg von einer

dieser Ausfahrten bin ich dann auch gestorben. Ich kann nicht behaupten, dass es ein Unfall gewesen wäre. Ich fuhr umsichtig wie immer, bewunderte die Schönheit der Stadt, die sich am Fuße des Berges erstreckte, und hörte eine Nachrichtensendung im Autoradio. Auf den letzten Metern einer Kurve überkam mich plötzlich das Bedürfnis, mich gehen zu lassen, genau so, »gehen zu lassen« im umfas- sendsten Sinne. Das ist kein Selbstmord, dachte ich, eher ein Anfall von Verantwortungslosigkeit. Zuerst ignorierte ich das Schild mit der Geschwindigkeitsbegrenzung. Dann ein auf die Straße gepinseltes »Stop« (der erste Buchstabe war so abgefahren, dass ich »top« las). Schließlich eine rote Ampel. Wenige Meter vor der Autobahnauffahrt sah ich zwei Alte, die gerade die Straße überquerten. Um ihnen aus- zuweichen, trat ich aufs Gaspedal und wechselte abrupt die Fahrspur. Ich bremste nicht. Der Wagen prallte gegen die Leitplanke, durchbrach sie, flog drei oder vier Meter weit und knallte dann mit der Schnauze voran auf die rechte Spur der Schnellstraße. Wie durch ein Wunder fuhr kein an- deres Auto auf mich drauf. Es dauerte siebzehn Minuten, bis ich tot war, und die ganze Zeit über wunderte ich mich, dass das Radio trotz des heftigen Aufpralls immer noch funktionierte. »Das waren die Nachrichten«, hörte ich eine Frauenstimme sagen, begleitet von einem großspurigen Jingle. Der Tod war weder bitter noch süß. Schwieriger als gedacht, vielleicht, weil ich mir im Leben nie Gedanken über ihn gemacht hatte. Ein Zusammentreffen aus körper- licher und emotionaler Lähmung, die verhinderte, dass ich